

Meinungen

Kommentar

Das Leben ist so

In der Nations League häufen sich die Corona-Fälle. Dennoch ist es richtig, dass die Schweiz heute gegen die Ukraine spielt.

Die Fussballer von Norwegen durften am Wochenende nicht zum Spiel in der Nations League nach Rumänien ausreisen; einer ihrer Spieler war positiv auf Corona getestet worden. Die Ukrainer spielten am Samstag in Deutschland, obwohl ihnen vier Spieler fehlten, und sie wollen es heute in Luzern gegen die Schweiz trotz weiterer drei Fälle wieder tun. Die Schweizer treten an, obschon wie gegen Spanien ein Spieler und ein Trainer positiv sind.

Solche Meldungen sind mittlerweile alltäglich geworden. Die Frage mag darum sein: Macht es noch Sinn, dass im Fussball das Programm durchgedrückt wird? Von der Uefa, dem europäischen Verband und Herrscher über die Nations League? Von all den nationalen Ligen, ob in England, Deutschland oder der Schweiz? Liegt bei Corona-bedingten Ausfällen und Verschiebungen nicht eine Wettbewerbsverzerrung vor?

Der Fussball lebt damit, dass Spieler ausfallen, wieso auch immer.

Ja, die Verzerrung gibt es. Nur liegt deshalb noch lange keine Verfälschung vor. Die Verbände, Ligen, Vereine und Spieler wollen spielen, und sie wollen es aus einem Grund: Es geht um ihren Beruf, um ihre Existenz. Gerade die Spieler akzeptieren die besonderen Umstände, das Leben in einer Blase, wenn sie als Mannschaft unterwegs sind, die Auftritte in geräusch- und geruchlosen Stadien. Zum Problem wird das erst, wenn sie das nicht mehr wollen, wenn ihre Angst vor

dem Virus zu gross ist. Die Norweger aber flehten ihren nationalen Gesundheitsminister gar an, dass sie nach Rumänien dürfen. Sie taten es vergeblich. Dafür droht ihnen eine Strafe von der Uefa in Form einer Forfait-Niederlage.

Der Fussball lebt damit, dass Spieler ausfallen, wieso auch immer. Den Young Boys etwa fehlten letzten Herbst während Wochen bis zu zehn Spieler, weil sie verletzt waren. Keiner dachte deshalb an den Abbruch

der Saison. Der Schweiz fehlen gegen die Ukraine sechs Spieler, weil sie gesperrt und verletzt sind – oder eben an Corona erkrankt. Coach Vladimir Petkovic nimmt das ohne Wimpernzucken hin, er lebt mit der Realität. Das ist der beste Weg.



Thomas Schifferle

Gut, jetzt haben wir einen Impfstoff-Wettbewerb

Das zweite Impfstoffprojekt meldet einen vielversprechenden Erfolg.

Isabel Strassheim

Die Erde wird wieder bewohnbar werden, so wie wir sie kennen. Mit dem positiven Zwischenergebnis des zweiten Impfstoffprojektes sieht es jedenfalls ganz danach aus. Läuft es tatsächlich nach Plan, könnte nächstes Frühjahr in der Schweiz mit den ersten Impfungen begonnen werden. Und im Herbst könnten wir uns wieder umarmen dürfen.

Die vorläufigen Forschungsergebnisse der Biotechfirma Moderna machen so optimistisch, weil sie auch die Studie des Konkurrenten Biontech glaubwürdiger machen. Denn beide Impfungen funktionieren nach demselben, genbasierten Prinzip. Und beide belegen eine überaus hohe Wirksamkeit von 90 (Biontech) respektive fast 95 Prozent (Moderna), und das ohne bislang bekannte Nebenwirkungen. 77'000 Freiwillige sind nun dabei, in weiteren Tests den definitiven Nachweis für Wirksamkeit und Unbedenklichkeit zu liefern.

Optimismus ist auch angebracht, weil mit dem zweiten ermutigenden Impfprojekt nun ein wirklicher Wettbewerb

in Gang kommt: Es gibt jetzt nicht nur einen, sondern mindestens zwei Corona-Impfstoffwettbewerben.

Das ist gut. Die Firmen sind so gezwungen, zu zeigen, dass ihr Impfstoff keine Risiken birgt. Vertrauen erzeugen sie am besten mit der Offenlegung ihrer Studiendaten. Die Konkurrenz der beiden sich ähnelnden Covid-Vakzine wird auch verhindern, dass die Firmen astronomische Preise verlangen.

Was jetzt in den Vordergrund rückt, ist jedoch ein weiterer kritischer Punkt: das Impfvertrauen. «Es ist genauso schwierig, Impfungen zu produzieren, wie genug Leute davon zu überzeugen, sich impfen zu lassen», schrieb schon im August das britische Magazin «The Economist».

Internationale Studien zeigen, dass das Misstrauen gegen Impfungen vor allem in reichen Ländern besonders hoch ist – gerade auch in der Schweiz. Was droht, ist das Paradox, dass die Länder, in die der Impfstoff zuerst geliefert werden wird, die wenigsten Impfwilligen haben dürften.

Kolumne

Schreibt die «Kovi» Geschichte?

Die Chancen der Konzernverantwortungsinitiative stellen alte Gewissheiten auf den Kopf.

Vor zwei Jahren hielt ich bei Initianten der Konzernverantwortungsinitiative ein Referat. Gefragt nach der Einschätzung der Chancen der Initiative, war meine damalige Antwort: «keine». Jetzt, zwei Wochen vor der Abstimmung, bin ich mir nicht mehr so sicher. Die damalige Begründung ist mir allerdings immer noch präsent. Nur schon die Statistik spricht gegen den Erfolg, schliesslich haben seit der Einführung der Volksinitiative auf nationaler Ebene 1891 neun von zehn an der Urne Schiffbruch erlitten.

Entscheidend für meine damalige Gewissheit war jedoch die «geheime» Erfolgsformel siegreicher Volksinitiativen. Sie alle haben und hatten einen mehr oder weniger konservativen Kern. Viele verlangten eine restriktivere Migrationspolitik (Masseneinwanderung, Minarett, Ausschaffung) oder einen strengeren Umgang mit Tätern (Verwahrung, Unverjährbarkeit, Pädophilie).

Daneben gab es auch Erfolgsvorlagen aus dem grünen Spektrum, etwa die Alpen-, die Moorschutz- oder die Zweitwohnungsinitiative. Doch auch diese sind mit einem konservativen Dreh versehen: Sie zielten auf einen in der Scholle verankerten Natur- und Heimat-



Michael Hermann

Der Politgeograf Michael Hermann schreibt abwechselnd mit Barbara Bleisch, Laura de Weck und Rudolf Strahm.

schutz. Grüne Initiativen, die dagegen globale Herausforderung ansprachen (Stichwort Klimaschutz), fanden bei der Stimmbevölkerung keine Gnade. Beispiele sind der «Solar-Rappen» oder die «Grüne Wirtschaft».

Schafft die «Kovi» an der Urne die Sensation, käme dies einem Wendepunkt in der fast 130-jährigen Geschichte der eidgenössischen Volksinitiative gleich. Es wäre die erste Initiative, die aus globaler Perspektive und mit ethischen Argumenten lokale Wirtschaftsinteressen geschlagen hätte. Natürlich

gibt es auch die Abzockerinitiative von Thomas Minder, welche 2013 die Wirtschaftsverbände in eine Sinnkrise stürzen liess. Doch Minders Initiative passt weit besser ins Schema. Sie stammte von einem konservativen KMUler und richtete sich gegen die Lohnexzesse einer globalisierten Managerklasse. Die «Kovi» gleicht eher der Fair-Food-Initiative oder der Initiative gegen Nahrungsmittelspekulation – beide waren an der Urne chancenlos.

Mittlerweile ist klar: Die Initianten der «Kovi» haben mit ihrer ebenso engagierten wie professionellen Arbeit eine einzigartige Dynamik erzeugt. Die Wirtschaft ist eingeschüchtert wie selten zuvor.

Ich frage mich, was ich damals allenfalls falsch eingeschätzt hatte. Vielleicht dies: Auch wenn sich die wenigsten für Fair-Trade-Produkte entscheiden, wenn es etwas kostet im Laden, ist es womöglich anders, wenn sich internationale Grosskonzerne mit einem gratis «Ja» auf mehr Fairness verpflichten lassen. Gibt es doch eine stärkere Verwandtschaft zwischen «Kovi» und Minder-Initiative? Oder hat sich die Schweiz in den vergangenen Jahren politisch noch stärker gewandelt als gedacht?

Auffällig ist jedenfalls, dass die Rechte mit dem einstigen Erfolgsthema Migration an der Initiativfront keinen Blumentopf mehr gewinnt. Wenn nun auch noch eine «Gutmenschen»-Initiative (wie es früher verächtlich hiess) Erfolg hätte, es wäre mehr als eine Bestätigung für den grünlinksliberalen Wandel der Schweiz.

Es gibt jedoch noch etwas, was am aktuellen Abstimmungskampf auffällt, nämlich seine enorme moralische Aufladung. Menschenrechte sind ein Gut, hinter dem im Grundsatz die allermeisten stehen. Die Initianten haben es geschafft, auch mithilfe Tausender Fahnen, eine Art Schweigespirale in Gang zu setzen. Wer «Nein» sagen möchte, hält sich im Zweifel lieber zurück.

Dieser Effekt der sozialen Erwünschtheit hat zuletzt – allerdings mit umgekehrtem Vorzeichen – bei der Minarettinitiative eine wichtige Rolle gespielt. Das Resultat von damals kennen wir. Entgegen den Umfragen stimmte eine Mehrheit dafür. Eine ähnliche Dynamik würde mich nicht völlig überraschen. Dennoch: Wirklich sicher bin ich mir nur noch darüber, dass ich mir damals beim Referat vor zwei Jahren zu sicher war.

Dann doch lieber die Schnauze halten

Eine Studie bestätigt, was im Zuge der Cancel-Culture-Diskussion oft bestritten wird: Der Meinungskorridor verengt sich.

Michèle Binswanger

Woher kommt eigentlich diese Angst? «Me dürfs afeng nümme lut säge»; vor kurzem war es Ueli Maurer, der dies als eine der häufigsten an ihn herangebrachten Sorgen benannte. Das Thema wird auch bei uns unter dem Stichwort Cancel-Culture kontrovers diskutiert.

Die eine Seite sieht den Korridor gesellschaftlich akzeptabler Meinungen stetig schmaler werden und dadurch die Meinungsfreiheit in Gefahr. Die andere Seite argumentiert, die Meinungsfreiheit sei nie grös-

ser gewesen, da jeder sich über die sozialen Medien eine eigene Öffentlichkeit schaffen könne. Allerdings garantiere Meinungsfreiheit nicht Widerspruchsfreiheit.

Die Verengung des Meinungskorridors ist eine Entwicklung, deren Ursprung an den Unis im angelsächsischen Raum ausgemacht wird. Ausgehend von der Political-Correctness-Debatte, entwickelte sich dort ein politisches Klima ideologischer Verengung mit einer Kultur der Intoleranz gegenüber abweichenden Haltungen, insbesondere konservativen.

Die Sozialwissenschaftler Matthias Revers und Richard Traummüller wollten es nun genauer wissen und beschlossen, den Status der Meinungsfreiheit an einer deutschen Uni empirisch zu prüfen. Sie wählten dazu einen «most likely case», wie sie schreiben: das sozialwissenschaftliche Institut der Frankfurter Goethe-Universität, eine Hochburg linker Studentenschaft.

Sie wollten herausfinden, wie tolerant man dort gegenüber abweichenden Standpunkten zu Themen wie Islam, Gender oder Migration ist. Und ob es

Anzeichen dafür gibt, dass sozialer Druck eine freie Diskussion auf dem Campus verunmöglicht. Wenn überhaupt etwas an dieser These dran sei, sagten sich die Autoren, müssten sich hier dafür Belege finden lassen. Und sie fanden sie.

Mehr als ein Drittel der Befragten würden Redner mit einer konträren Haltung an ihrer Uni nicht dulden. Noch mehr wären dagegen, einer solchen Person eine Lehrbefugnis zuzugestehen. Die Autoren kamen zum klaren Ergebnis: «Linksergerichtete Studierende sind weniger

bereit, umstrittene Standpunkte (...) zu tolerieren. Studierende rechts der Mitte neigen eher dazu, sich selbst zu zensieren.»

Die Autoren schränken ein, man könne ihre Ergebnisse nicht ohne weiteres auf andere Universitäten und Studenten übertragen.

Sind diese Erkenntnisse dennoch für uns relevant? Ja: Politische Bewegungen und sozialer Wandel nehmen ihren Ursprung oft in studentischen Zirkeln, von dort sickern sie in Politik und Gesellschaft durch. Sicher ist, dass der Konformi-

tätsdruck auch hierzulande zugenommen hat – das wissen wir nicht erst seit Ueli Maurer.

Journalisten machen oft die Erfahrung, dass Leute zu kontroversen Themen privat zwar dezidierte Meinungen äussern, die nicht dem «Comme il faut» entsprechen. Öffentlich aber hüten sie sich, das zu tun. Nicht, weil sie Widerspruch an sich fürchten, sondern den Mob in den sozialen Medien, der einen den Seelenfrieden, den Ruf oder im schlechtesten Fall auch den Job kosten könnte. Dann doch lieber die Schnauze halten.